

Schneider, Carl: Geistesgeschichte der christlichen Antike, München 1970.
Schmidt, Kurt Dietrich: Grundriss der Kirchengeschichte, Göttingen 19675 .
Tütken, Johannes: Glaubenslehre – Bildung – Qualifikation. 450 Jahre Große Schule in Wolfenbüttel. Ein Beitrag zur Geschichte des evangelischen Gymnasiums in Norddeutschland, Wolfenbüttel 1993.

Uitz, Erika: Die Frau in der mittelalterlichen Stadt, Freiburg 1992.
Uitz, Erika/ Pätzhold, Barbara/ Beyreuther, Gerald: Herrscherinnen und Nonnen, Berlin 1990.

CHRISTOPH HELM, Wolfenbüttel

Humanismus und Nationalgefühl/Nationalismus im Ersten Weltkrieg

Ein Diskurs, exemplarisch dargestellt an Hand von Beiträgen aus der Zeitschrift „Das humanistische Gymnasium“ 1914-1917

I. Zum Anlass der Untersuchung

Bald wird sich der Ausbruch des Ersten Weltkrieges zum hundertsten Male jähren. Nicht nur deshalb, sondern auch, weil die Begriffe „Verbrechen gegen die Menschheit“ (*crimes against humanity*)¹ einerseits und „humanitäre Interventionen“ heutzutage in aller Munde sind und – aus unterschiedlichen Gründen – Anlass zu politischen Kontroversen bieten, sollte das bevorstehende Datum des 1. August 2014 Anlass sein, sich die Zeugnisse über den Diskurs über „Humanismus und Nationalismus im Ersten Weltkrieg“ aus dem Abstand von einem Jahrhundert vor Augen zu führen. Für Klassische Philologen bietet es sich an, diese Debatte anhand von Berichten über Versammlungen ihrer Profession und von Vorträgen nachzuvollziehen, die in der Vorgängerin der Zeitschrift „Gymnasium“, im „Humanistischen Gymnasium“, in unterschiedlicher Weise geführt worden sind.² Eine – zugegebenermaßen vorläufige – Untersuchung sollte diese Zeitschrift als Ausgangspunkt nehmen, da diese eine genügende Anzahl von Beiträgen sowohl aus der universitären wie auch der gymnasialen Klassischen Philologie bietet, so dass sich über punktuelle Eindrücke hinaus ein exemplarisches Bild der Einstellung zu Humanismus und Nationalismus im Ersten Weltkrieg zeichnen lässt.³

Der heutige Schwerpunkt des Diskurses lässt sich dort zwar noch nicht nachweisen, doch

scheint mir für klassische Philologen genügend Anlass zu bestehen, sich der Frage zu stellen, wie sich die Ideale des aus der Antike abgeleiteten Humanismus angesichts eines Krieges von weltgeschichtlich bis dahin einmaligem Ausmaß aufrechterhalten ließen.

II. Einige Bemerkungen zur Begrifflichkeit

Dass der Humanismus-Begriff durchaus unterschiedlich gefasst⁴ wurde, braucht nicht besonders betont zu werden. Das gilt aber auch für den Begriff des „Nationalismus“ oder – wie es auch oft heißt – des „Nationalgefühls“. Gerade hier, wo es um einen Bereich geht, der dem klassischen Philologen der damaligen Zeit weniger vertraut war als der des Humanismus, entsteht bisweilen der Eindruck, als hätte er eine eigene, uns Heutigen nicht nachvollziehbare Bedeutung.

Als Beispiel möge ein Aufsatz des Hamburger Gymnasiallehrers ADOLF FRITSCH⁵ dienen. Fritsch legt ein flammendes nationalistisches Bekenntnis ab und ist bemüht – an Hand von Beispielen des Johanneums, des Gymnasiums, an dem er unterrichtet – nachzuweisen, dass sich die Absolventen seiner Schule genauso zu den Fahnen drängen wie die Nicht-Humanisten.⁶ Seine Darlegungen enden folgerichtig mit dem Satz: „Das humanistische Gymnasium wird nun hoffentlich auch wieder in stärkerem Maße für seine Ziele und Bestrebungen Verständnis und Anerkennung finden.“⁷

Umso erstaunlicher ist es, in welcher Weise Fritsch wenige Zeilen später den Begriff des Nationalismus verwendet: „Dass ihr [der humanistisch gebildeten Jugend – L.Z.] höchstes Ideal dabei die Ehre, die Verteidigung des Vaterlandes bleibt, haben unsere Zöglinge auch dem einge-fleischtesten Nationalisten bewiesen.“⁸

Die Gegenüberstellung von Humanismus und Nationalismus gibt zunächst Rätsel auf, da der Verfasser sich doch gerade mit Stolz in nation-alistischem Sinne geäußert hat. Das Rätsel löst sich, wenn man ihren Bezugsrahmen von der allgemein-politischen auf die schulpolitische Ebene verlagert: Es geht offensichtlich um ein schulpolitisches Nachhutgefecht im Gefolge der Juni-Konferenz⁹ von 1900, die im Ergebnis das Monopol des humanistischen Gymnasiums im Hinblick auf den Zugang zur Universität stark einschränkte. Fritsch gehörte offensichtlich zu den Personen, die zu verhindern versuchten, dass das humanistische Gymnasium weiter an Einfluss verlöre, und die in der Kriegszeit den nicht-humanistisch orientierten Nationalisten gegenüber beweisen wollten, dass die vom humanistischen Gymnasium vermittelte Bildung dem Deutschen Reich im Kriege ebenso sehr – wenn nicht sogar in stärkerem Maße – diene, wie es diejenigen von sich behaupteten, die das „Deutschtum“ in das Zentrum ihres Bildungsziels stellten.

Einen Beleg für diese These bietet der pro-grammatische Artikel „Burgfrieden!“ aus der Feder EUGEN GRÜNWALDS. Grünwald war sei-nerzeit Herausgeber der Zeitschrift „Das huma-nistische Gymnasium“, als er seinen Beitrag an den Anfang des 1. Heftes des Jahrgangs 1915 stellte.¹⁰ Er gebrauchte den von Kaiser WILHELM II. aktualisierten Begriff des Burgfriedens nicht im allgemein-politischen, sondern im schul-politischen¹² Sinne, indem er – aus Anlass des Nachdrucks eines Artikels KONRAD BURDACHS¹³ – den Gegnern des humanistischen Gymnasiums den Bruch eben dieses Burgfriedens vorwirft:

„Ich kann nur in aller Eile¹⁴ auf die schier drei-ßig Jahre alten¹⁵ scharfen Ausfälle des Berliner Germanisten gegen das humanistische Gymna-sium antworten, würde es aber auch unter für mich günstigeren Umständen nicht ausführlicher

tun, und das aus eben dem Grunde, aus dem ich den Angriff als unzeitgemäß verurteile. Denn er scheint mir in seiner Maßlosigkeit ein Bruch des Burgfriedens.“ (S. 1)

Im Folgenden wird uns, wie bei Fritsch, die Gegenüberstellung der Begriffe von „humani-stisch“ und „national“¹⁶ wieder begegnen, wenn er aus Burdachs Aufsatz kurz nacheinander zwei Stellen zitiert:

„Die Romantik des Hellenismus ist nicht mehr lebensfähig. [...] [D]a wir eine Nation geworden sind, muss das Ziel sein: das n a t i o - n a l e G y m n a s i u m.“ [Dieser Ausdruck ist von Grünwald gesperrt gesetzt. Er gibt nicht an, ob die Sperrung von ihm oder von Burdach stammt. – L. Z.] (S. 2)

Mit großer Schärfe wird hier also eine Par-allele zwischen den militärischen und den schulpolitischen Auseinandersetzungen¹⁷ der Zeit gezogen. Dieser Zusammenhang ist als Subtext im Auge zu behalten, auch wo er in den folgenden zu besprechenden Darlegungen nicht explizit erwähnt wird.

Durchgängig wird also im Folgenden zu berücksichtigen sein: Die zu besprechenden Äußerungen sind auch da, wo die schulpoli-tischen Auseinandersetzungen nicht erwähnt werden, auf diesem Hintergrund zu beurteilen – auf dem des Schulkampfes zwischen dem humanistischen Gymnasium mit dem sogenann-ten „nationalen“. Dabei kann es geschehen, dass der Humanismus im genuinen Sinn in den Hin-tergrund gerät, weil der jeweilige Verfasser die im Humanismus angeblich enthaltene nationale Gesinnung beweisen möchte.

III. Beiträge aus der Zeitschrift „Das humanistische Gymnasium“ der Jahre 1915 - 1917

1. Berichte über Versammlungen von Klassischen Philologen

Vorausgeschickt werden muss, dass die „Ideen von 1914“ „die große Mehrheit der deutschen Akademikerschaft“ beherrschten. Der Historiker WOLFGANG J. MOMMSEN urteilt: „Hier war ein unkritischer, wenig reflektierter Nationalismus am Werke.“¹⁸

So ist es nicht verwunderlich, dass an einem „Vaterländischen Kriegsabend der Freunde des humanistischen Gymnasiums in Berlin und der Provinz Brandenburg“¹⁹ das Verhältnis von Humanismus und Nationalismus nicht problematisiert wird. Die Versammlung steht im Zeichen des „Burgfriedens“, den Kaiser Wilhelm II. zu Kriegsbeginn ausgerufen hatte:²⁰ In diesem Sinne sollten Schulstreit und politische Kämpfe ruhen. Statt theoretischer Erörterungen werden „aus den Heldengesängen und Kriegsreden des Altertums einige kraftvolle und erhellende Proben“ (S. 17)²¹ geboten. Charakteristischer Weise taucht unter diesen auch SCHILLERS Gedicht „Schlacht“ auf. Die Aktualisierung der Thematik geht sogar so weit, dass ein vom Vortragenden selbst verfasstes Gedicht erklingt: Das „Lied von den schwarzen Gesellen“ nimmt Bezug auf die U-Boot-Mannschaften. Die Antike wird als Folie genutzt, um zu zeigen, „wie die heutige deutsche Jugend [...] den bewunderten Vorbildern des Altertums nicht nachsteht.“ (S. 18)

Der Hauptteil des Berichts über die „Festversammlung der Freunde des humanistischen Gymnasiums in Wien“²² besteht aus der teils wörtlichen, teils zusammenfassenden Wiedergabe eines Vortrags mit dem Titel „Humanismus und Weltkrieg“, den der Hofrat ALBERT VON BERZEVICZY²³ hielt.

Zunächst also zu den einleitenden Bemerkungen, die weniger aus inhaltlichen Gründen als wegen ihres symbolischen Gehalts bemerkenswert sind. Die Liste prominenter Namen ist lang; sie umfasst u. a. den des Ministerpräsidenten, des Unterrichts-, des Außen- und des Finanzministers, den des Rektors der Wiener Universität; außerdem wird das Präsidium der Akademie der Wissenschaften genannt. Die Bedeutung dieser Aufzählung erschließt sich aus dem kleinen Bericht über ein zu Ehren von Berzeviczys gegebenes Frühstück: „Geh. Rat v. Berzeviczy beglückwünschte [...] den Verein, der so sehr das Interesse der leitenden Männer der Politik und der Wissenschaft auf sich vereint habe.“ (S. 129) Zuvor hatte der Unterrichtsminister VON HUSAREK, der das Frühstück ausgerichtet hatte, „die hohen und ewigen Werte der humanisti-

schen Bildung gewürdigt“ und zwar „gerade heute, wo im Kriege die Bedeutung der Technik so sehr in den Vordergrund trete.“ (S. 129) Der Minister hob hervor, „dass uns die Beziehungen zwischen Humanismus und Weltkrieg *von einem Vertreter Ungarns* [Kursivierung durch L. Z.] dargelegt worden seien.“ (S. 129). In dem vor seinem Untergang stehenden habsburgischen Vielvölkerstaat hatte die Frage des Nationalismus eine völlig andere Bedeutung als im deutschen Kaiserreich, das seit einigen Jahrzehnten unter Preußens Führung entstanden war, weil in Österreich die jeweiligen Minderheiten danach strebten, eigene Staaten zu bilden, in denen sie wiederum die ethnische Mehrheit bildeten.

In seinen Ausführungen hatte der Hofrat TOLDT den Regierungen der Feindstaaten in üblicher propagandistischer Manier vorgeworfen, in ihren Ländern „friedliche österreichisch-ungarische und deutsche Staatsangehörige in unerhörter Unmenschlichkeit gequält und gleich Verbrechern behandelt“ (S. 123) und solche „Formen epidemischer Volkspsychosen“ (S. 124) „planmäßig eingeleitet“ (S. 123) zu haben. So kann es nicht verwundern, wenn darauf ein Vortrag folgt, der den Nationalismus in einer für eine Kriegssituation bemerkenswert kritischen Weise behandelt. Von diesem aber wird, wie bereits erwähnt, an anderer Stelle zu handeln sein.

2. Gedruckte Vorträge und andere Aufsätze

Höhere intellektuelle Ansprüche lassen sich nun aber gegenüber Beiträgen geltend machen, die in ihrem Titel eine geistige Auseinandersetzung mit dem Verhältnis von Humanismus und Nationalgefühl bzw. Nationalismus versprechen.²⁶

a. Hans von Arnim

Bemerkenswert ist an der Argumentation HANS VON ARNIMS,²⁸ dass sie sich gegen zwei Richtungen wendet: Zuerst gegen die „Männer [...], die in der Reinheit unserer völkischen Eigenart ihr Ideal erblicken und daher von der Jugendbildung jeglichen Einfluss fremden Volkstums fernhalten möchten.“ (S. 8f.)²⁹ Deren „Widerspruch“ (S. 8) erscheint ihm so Furcht erregend, dass er den Vortrag mit folgenden Worten beginnt:

„Gewagt ist es vielleicht, jetzt, wo für unser Vaterland so viel Größeres auf dem Spiele steht, eine Schulfrage, wie die nach dem Werte des Humanismus, zu erörtern; gewagter noch, für den Humanismus eine Lanze zu brechen in einer Zeit, die als Kriegszeit ganz im Zeichen des Nationalgefühls steht. Denn nach einer weit verbreiteten Ansicht besteht ein unversöhnlicher Widerspruch zwischen Humanismus und Nationalgefühl.“ (S. 8)

Schon hier wird deutlich, dass die allgemeinpolitischen Darlegungen von Arnims (Stichwort: „Nationalgefühl“ im Weltkrieg) ohne ihren schulpolitischen Hintergrund („eine Schulfrage, wie die nach dem Werte des Humanismus“) überhaupt nicht angemessen rezipiert werden können.

Im Folgenden charakterisiert von Arnim die oben genannten Männer in offenkundig spöttischer Absicht dadurch, dass er ihnen unterstellt, „dass sie den Humanismus schon deswegen hassen, weil sein Name aus dem Lateinischen stammt“ (S. 9). In offenkundig gespielter Furchtsamkeit fragt er dann: „Wie sollen wir nun die Bestrebungen unseres Bundes jetzt gegen die Völkischen verteidigen?“ (S. 9)

Den Widerspruch zwischen „Humanismus und Nationalgefühl“, den diese Völkischen annehmen, als nicht existent zu erweisen, ist demnach das Ziel seines Vortrages.

Er stellt dann auch auf der vorletzten von neun sehr eng bedruckten Seiten fest: „Es besteht kein Widerspruch zwischen dem Humanismus und dem deutschen Nationalgefühl.“ (S. 15) Die Sperrung des Wortes „deutsch“ im Zusammenhang mit dem Begriff „Nationalgefühl“ deutet aber schon darauf hin, dass der Widerspruch nicht wirklich aufgelöst ist, sondern, dass seine scheinbare Auflösung vielmehr nur um den Preis der unterschiedlichen Bewertung verschiedener Ausprägungen von Nationalgefühl erkaufte ist.

Dabei scheint er von HERDERS toleranter Auffassung vom Verhältnis der Nationen zueinander auszugehen, wenn er dem Nationalgefühl die Eigenschaft zuspricht, „dass es das Gute und Schöne bei anderen Nationen immer willig anerkannt hat und nie mit hochmütiger Verachtung der andern Nationen verbunden war.“ (S. 9)³⁰

Nur, dass er schon an dieser Stelle vom „deutschen Nationalgefühl[] vor dem der anderen großen Nationen“ (S. 9) spricht. Diesem stellt er das Nationalgefühl in England und Frankreich gegenüber, dessen Erscheinungsform er im Übrigen auch bei den völkischen Deutschen vorzufinden behauptet: Diese zeige sich bei ihnen in „hochmütiger Verachtung der andern Nationen“ (S. 9), bei den Briten, „selbst wenn [der Brite] in einem fremden Lande Gastfreundschaft genießt“, in „seine[r] Geringschätzung dieses Landes“ (S. 10). Den „Nationalstolz der Franzosen“ charakterisiert er und kritisiert ihn zugleich mit dem Zitat: „*Nous marchons à la tête de la civilisation.*“ Als Gemeinsamkeit beider Völker konstatiert er: „Wie die Engländer als Seebeherrscher, so möchten die Franzosen als erste Kriegsmacht zu Lande gelten.“ (S. 10) „[Sie] finden es unerträglich, dass sich ihnen Deutschland [im Kriegsruhm][...] gleichstellen will.“ (S. 10) Dabei beanspruche Deutschland doch nur „den Platz an der Sonne.“

Während es zwar in der deutschen Nationalhymne³¹ heiße „Deutschland, Deutschland über alles“, sich dabei aber „eine andere Stimme [melde], welche spricht: über alles, aber nicht über Wahrheit und Gerechtigkeit und Menschlichkeit“ (S. 12), verhalte sich „der patriotische Engländer“ anders. Dessen „Nationalgefühl [sei charakterisiert durch den Satz] *right or wrong, my country.*“ (S. 12) Dies stelle „allerdings de[n] stärkste[n] Gegensatz zu jener Menschlichkeit [dar], die sich der Humanismus zum Ziele setzt.“ Diesen aber beansprucht von Arnim für das deutsche Nationalgefühl: So sind für ihn beide – Humanismus und Nationalgefühl – vereint, und er hat sein oben genanntes Ziel erreicht. Sein Bild vom Deutschen fasst er in den Worten zusammen: „Sein Nationalgefühl ist von Humanismus ganz durchtränkt.“ (S. 12)³² Dabei instrumentalisiert er die Geschichtstheorie des Thukydides (S. 11) für die Apologie der Verletzung der belgischen Neutralität. Und am Ende stehen dann „die ehrwürdigen Griechensprüche“ (S. 16).

Erschreckend bleibt dabei die Blindheit, mit der er Humanismus und Nationalgefühl in Kriegszeiten zu einer harmonischen Einheit

zusammenzuzwingen versucht, so dass sein Bekenntnis zum Humanismus, auch in Kriegszeiten, hohl wirkt:

„Nie ist es ja so dringend nötig, am Menschheitsstandpunkt festzuhalten, wie im Kriege, wo er ganz verloren zu gehen scheint. Da zeigt sich erst recht deutlich, wie viel Humanität in einem Volke steckt und wie viel Barbarei.“ (S. 13f.)

Geradezu vermessen erscheint seine Zuversicht, mit der er den Blick in die Zukunft lenkt:

„[S]päter, wenn die unbefangene, kritische Geschichtsschreibung ein unverfälschtes Bild des Krieges entwerfen wird, erst dann wird sich nachweisen lassen, was für uns schon jetzt feststeht: dass die Menschlichkeit der Deutschen die schwere Probe dieses Krieges besser bestanden hat als die unserer Feinde.“ (S. 14)

Bemerkenswert ist, wie sehr von Arnim sich bemüht, Humanität und (deutsches) Nationalgefühl in Übereinstimmung zu bringen. Dieses Bemühen äußert sich unter anderem darin, dass er die völkischen Gegner des Humanismus hinsichtlich des Nationalgefühls, das ihrer Haltung zu Grunde liege, auf eine Stufe mit den Kriegsgegnern stellt, was offensichtlich ihre Position kompromittieren soll. Hinsichtlich des eigenen und des Nationalgefühls der Kriegsgegner nimmt er hingegen eine geradezu chauvinistische Haltung ein, die im Hinblick auf die Haltung zum Humanismus auf die berüchtigte Devise „Es mag am deutschen Wesen / einmal noch die Welt genesen“ (EMANUEL GEIBEL) zuzulaufen scheint.

Positiv kann an seinen Darlegungen allenfalls sein Problembewusstsein bewertet werden, das ihm vor Augen führt, dass aus der offensichtlichen Konstellation – Krieg und Barbarei gefährden den Humanismus – die Notwendigkeit erwächst, den Humanismus zu verteidigen. Wie er dabei vorgeht, ist unakzeptabel, aber dass er es überhaupt versucht, ist positiv zu konstatieren. Es zeigt sich, dass seine Darlegungen sich nicht im schulpolitischen Abwehrkehr und in einem Wettlauf erschöpfen, sondern dass von Arnim nachweisen möchte, dass die „Humanisten“³³ gerade im Weltkrieg einer Verpflichtung nachzukommen haben. Gegen Ende empfiehlt er: „[W]o das ewig Gute, Wahre und Schöne uns aus den

Werken der Klassiker entgegen leuchtet, da sollen wir Sorge tragen, dass seine Strahlen tief in die jungen Seelen eindringen.“ (S. 15) Er stellt dann in fast weltbürgerlichem Ton fest: „Denn die Sonne, welche diese Strahlen aussendet, leuchtet über alle Völker.“ (S. 15) (Dass von Arnim das stoische Konzept des „λόγος σπερματικός“ vorschwebt, darf hier vorausgesetzt werden.)³⁴ Und mag seine Siegeshoffnung aus heutiger Sicht auch verblendet erscheinen, so ist doch eine Spur von humanistischem Geist zu spüren, wenn er es als Probe für das deutsche Nationalgefühl sieht, „ob es auch nach dem Siege frei von Überhebung und brutalem Machthunger, voll von Hochachtung für die Vorzüge und Rechte anderer Nationen, echt menschlich zugleich im Sinne des Humanismus und echt deutsch zu bleiben vermag.“ (S. 16)

b. Leo Weber

Ein deutlich schärferer Ton herrscht in LEO WEBERS ebenfalls 1915 erschienenem, als „Brief an den Herausgeber“ deklariertem Aufsatz mit dem Titel „Der Völkerkrieg und die Zukunft des deutschen Humanismus“³⁶ vor. Das Bestreben von Arnims um Ausgleich zwischen „Humanismus und Nationalgefühl“ scheint hier gleich zu Beginn der Ausführungen einem affirmativen Verhältnis zum Kriegsgeschehen gewichen zu sein:

„Mars regiert die Stunde: sein Regiment ist auch noch lange nicht zu Ende. Und es ist gut so. [...] Schrecklich sind die Opfer, aber der Krieg ist eine Wohltat. Kommen musste er ja einmal: je eher, umso besser also. Hätte er in dem Atem raubenden Siegeslaufe, mit dem er im Westen begann, ein ebenso rasches wie erfolgreiches Ende gefunden, er hätte der Nation auf die Dauer kein Glück gebracht: Hochmut und geringschätziges Verachtung der Gegner wären die unerträglichen Folgen gewesen. Ein Großes erkämpft sich ein starkes Volk, wie wir es sind, nur dann zu dauerndem und beglückendem Besitz, wenn es nach heißem Kampfe und mit schweren Opfern errungen ist. Wir müssen es der Welt von hass- und neiderfüllten Feinden, die wider uns stehen, danken, dass sie den Sieg uns bitter schwer machen.“ (S. 65)

Es mag nahe liegen, eine solche Äußerung aus dem Jahre 1915 mit der Bemerkung abzutun, chauvinistische und vulgär-nietzscheanische Äußerungen wie diese ließen sich massenhaft finden; das ist sicher nicht zu bestreiten, doch ist daran zu erinnern, dass der Verfasser sich nicht allein über den „Völkerkrieg“, sondern auch zur Frage der „Zukunft des deutschen Humanismus“ äußern will.³⁷

Leo Webers „Brief an den Herausgeber“ ähnelt in einigen Grundlinien den Ausführungen von Arnims, unterscheidet sich jedoch in anderer Hinsicht stark von diesen.

Zu den erwähnten Grundlinien gehört die Frontstellung gegen diejenigen Landsleute, die am Sinn des Humanismus im Weltkrieg zweifeln. Auch Weber bezeichnet sie als „völkisch“,³⁸ jedoch greift er sie nicht wegen dieser Orientierung an, sondern er wettet gegen ein „mathematisch-physikalisches Zeitalter“ (S. 72) und gegen die Verehrung der Technik, gerade in der Zeit des Krieges. Dieser Haltung stellt er die Überzeugung gegenüber: „[D]as Höchste ist und bleibt in allem der Mensch selbst.“ (S. 73) Diese Plattitüde ist offenkundig der Absicht des Verfassers entsprungen, die schulpolitischen Interessen des humanistischen Gymnasiums gegenüber den konkurrierenden Schulformen zu verteidigen. Er will es offenbar in besonderer Weise gegen die Bedrohung durch die Oberrealschule verteidigen, die besonderes Schwergewicht auf die technischen und naturwissenschaftlichen Fächer legte. Seine Ausführungen wirken hilflos gegenüber dem von ihm aufgegriffenen Argument der Gegenseite,³⁹ „die Technik [feiere] ... gerade in dem jetzigen Kriege ... ihre höchsten Triumphe [a]uf der Erde und unter ihr, in den Lüften, auf dem Wasser und in der Tiefe.“⁴⁰ (S. 73) Die Hilflosigkeit des Verfassers zeigt sich auch darin, dass er sich in seinem verdeckten schulpolitischen Kampf um die Aktualisierung antiker Werte *à tout prix* bemüht. Seine Bemühung schlägt sich bei ihm sogar in einer Absenkung der Stilebene nieder, wenn er formuliert: „Im übrigen waren die ‚ollen‘ Griechen ganz respektable Techniker.“ (S. 73)⁴¹ Webers apologetisches, nicht an der Sache orientiertes Vorgehen führt zu Peinlichkeiten, so, wenn er versucht, die Technik und

das „Humanum“ mit folgendem Gedankengang gegenüberzustellen:

„Technik! Viel [sic !] Dank fürs Stichwort! Denn da fällt mir eben ein: wie sichern sich denn unsre Tapfern draußen im Felde jetzt am besten gegen den Tod, den [...] die Mittel der Kriegstechnik senden? Keine noch so stark gebaute Festung kann auf die Dauer den gewaltigen Mörsern standhalten: aber die Flucht in den schirmenden Schoß der dauernden, wohlgegründeten Erde⁴² gilt KUTSCHKE⁴³ wie TOMMY ATKINS⁴⁴ als der beste Schutz. Es müsste das beinahe als ein Hohn auf die Technik gelten, wenn diesem Widerspruch nicht ein tiefer, das gesamte menschliche Leben treffender Sinn zugrunde läge. Trotz allem Raffinement moderner Ingenieurkunst (oder muss es heißen: wegen?) kehren geradezu gewisse Urformen menschlichen Lebens in diesen Tagen wieder: in den Parallelen und Zickzackgräben haust der Troglodyte [...]. Und der allgemeine Schluss, der daraus zu ziehen wäre? Wie heute man zu einem guten Teil mit natürlichen, aber wohlausgestatteten Mitteln in dem modernsten (freilich auch blutigsten) aller Kriege kämpft, so kann wahres Menschentum, das sich von einer verwirrenden Fülle wechselnder Erscheinungsformen der äußeren Welt bedrängt sieht, ruhige Sammlung und wirkliche Selbstbesinnung nur im dauernden, immer fester werdenden Zusammenhang mit den einfachsten, aber ewigen Grundlagen der Menschheit finden.“ (S. 73) [Daran schließen sich Betrachtungen über griechische Mysterienkulte an.]

Die Peinlichkeit dieser Argumentation liegt nicht allein in der Gezwungenheit des Gedankenganges.⁴⁵ Auffälliger ist vielmehr, dass der Verfasser sich bei seinem Versuch, die beanspruchte Suprematie der Technik anzugreifen, zu einer seinerzeit fast als landesverräterisch anzusehenden Argumentation hinreißen lässt:

- Die Technik gefährde im Kriege auch die eigenen Soldaten, was an sich natürlich eine Banalität ausdrückt, die aber in Kriegszeiten gern verschwiegen wird. Bekannt ist z. B., dass im Ersten Weltkrieg Kanonen der Firma Krupp auf beiden Seiten eingesetzt wurden.
- Die Technik ist im modernen Krieg nicht in der Lage, die Soldaten zu schützen.

Dass Weber – anders als von Arnim – seinen „völkischen“ Gegnern nicht auf der ideologischen Ebene Paroli bieten kann, liegt daran, dass er ihnen selbst zu nahe steht. Das war bereits zu Beginn seines Artikels (vgl. das oben angeführte Zitat aus S. 65) deutlich geworden.

Aus heutiger Sicht wirkt das von ihm dargebotene Gemisch von Gedankenbestandteilen befremdlich: Warnung vor Hybris nach dem Vorbild der griechischen Tragödie, Anklänge an NIETZSCHES Übermenschens-Ideologie, Schicksalsgläubigkeit und Endzeitstimmung, die auch Gedichte aus den Jahren unmittelbar vor dem Ersten Weltkrieg durchziehen.⁴⁶ Mit Humanismus hat das Ganze offensichtlich nichts zu tun.

Die Verherrlichung des Krieges war (wie mehrfach betont) zur damaligen Zeit keine Ausnahme, wenn auch Webers martialischer Stil im Jahre 1915 vielleicht schon ungewöhnlich geklungen haben mag. Hinzu kommt aber im Folgenden noch, dass der Verfasser nicht nur sein Deutsch-, sondern darüber hinaus auch sein Germanentum hervorhebt: Das rückt ihn den „Völkischen“ sehr nahe. („Das Germanentum steht an einem entscheidenden Wendepunkte.“ [S. 67])⁴⁷ Es kann nicht verwundern, dass Webers völkische Argumentation Konsequenzen im Hinblick auf seinen Humanismus-Begriff hat. So stellt er den Humanismus in Gegensatz zum „Weltbürgertum“ (S. 66), indem er ihn auf „die Fähigkeit, die inneren Güter höher zu schätzen als die äußeren“ und auf „immer etwas Individuelles“ (S. 66) reduziert.

Im Gegensatz zu von Arnim gibt Weber damit den Kern des Humanismus auf, den zu verteidigen er doch in Anspruch nimmt. Er bekämpft dessen völkische Gegner aus großer ideologischer Nähe und ist daher zu überzeugender Gegenwehr nicht in der Lage.

c. Franz Boll⁴⁸ I

Zwei Jahre später erscheint ein zweiteiliger Artikel FRANZ BOLLS in derselben Zeitschrift,⁴⁹ der sich bereits im Titel deutlich unterscheidet: Statt von „Nationalgefühl“ spricht Franz Boll von „Nationalismus“. Diese Wortwahl darf jedoch – wie der Artikel bald erkennen lässt – nicht auf einen schärferen Nationalismus des Verfassers schließen

lassen; im Gegenteil: Im Vergleich zu den Verfassern der zuvor behandelten beiden Aufsätze klingen bei ihm versöhnlichere Töne an.

Zunächst behandelt Boll den Humanismus von einer ausgesprochen nüchternen Position aus: „im Hinblick auf die historische“ und „auf die grammatisch-logische Schulung“ (S. 171), die auch von Fachfremden (in diesem Fall von „jüngern Mediziner“ [S. 171]) geschätzt würden.⁵⁰ Er selbst räumt ein: „Das Erlernen der alten Sprachen ist vor allem Mittel zum Zweck.“ (S. 172) Er nennt dann einige Möglichkeiten, antike Autoren zu aktualisieren,⁵¹ und behauptet anschließend: „Es gibt wenig Erscheinungen im Leben der Gegenwart, die sich in ihrem Werden verstehen ließen, ohne dass man [...] den Weg zu den Griechen und Römern zurückginge.“ (S. 173) Dieses Vorgehen werde „als gefährlich lähmender Historismus in Nietzsches Gefolgschaft heute vielfach abgelehnt“ (S. 173), sei aber „immer eines der Kennzeichen deutscher Art gewesen.“ (S. 173)

Nachdem Boll den Humanismus mit Merkmalen nationalistischer Apologetik versehen hat, setzt er dann aber zu einer Wende an, die mit einer gewaltigen Satzperiode beginnt, die aus Platzgründen nicht in extenso zitiert werden kann, deren Quintessenz aber lautet: Für die Zeit nach einem erwarteten Sieg des Deutschen Reiches müsse genügend geistige Substanz bereit stehen, damit dessen politische Vormachtstellung gerechtfertigt werden könne.⁵²

Daran schließt Boll – offenbar, um nationalistische Bedenken ausräumen zu können – die Frage an: „Muss wirklich durch solche Bereicherung aus dem Fremden unser nationales Schaffen leiden?“ Hiermit lässt sich Boll auf das Wagnis ein, den Humanismus weiterhin als Teil einer europäischen Geistesentwicklung gelten zu lassen⁵³ und ihn nicht, wie Leo Weber, zu einer nationalen deutschen Erscheinung umzufälschen. Er benennt das sich für seine Argumentation ergebende Problem folgendermaßen: „Gewiss, dieses Erbe ist uns gemeinsam mit den Völkern, mit denen wir heute im Kampfe stehen.“ (S. 174) „Aber wenn wir die Welt nicht bloß mit unserer Macht und unserem Blut überwinden wollen, so müssen wir die Absicht haben, ihr nach wie

vor etwas zu geben, was über unser Volkstum hinaus sich Anteil erzwingt.“ (S. 175) Das klingt zwar wieder so, als solle ein machtpolitischer Anspruch kulturell übertüncht werden; dem widerspricht aber Bolls zustimmende Zitation einer Rede des bereits erwähnten Präsidenten der ungarischen Akademie der Wissenschaften, ALBERT VON BERZEVICZI, der „in einer gedankenvollen Rede in Wien (1915) die Mahnung und Hoffnung ausgesprochen [hat], der gemeinsame Kulturbesitz des Humanismus möge gegenüber der politischen Zerrüttung und Zerfleischung das Einverständnis der jetzt einander feindlich gegenüberstehenden Völker wieder anbahnen helfen.“ (S. 175)

Eine solche Äußerung könnte im zweiten Kriegsjahr einigen Mut verlangt haben;⁵⁴ eine solche Haltung kann in ähnlichem Maße Franz Boll zugesprochen werden, wenn er diese folgendermaßen kommentiert: „Das mag heute vielen als eine weltfremde Utopie, ja wohl als Schlimmeres, als Ärgernis oder Torheit erscheinen.“ (S. 175) Er fügt anschließend die nicht weniger mutigen eigenen Worte hinzu, die als Bekenntnis zum Völker verbindenden Charakter des Humanismus gedeutet werden können: „Und doch, so schwer die Verbitterung noch Jahre auf uns lasten mag: wenn nicht beim Handel, so wird im geistigen Leben der friedliche Austausch der Völker nach dem furchtbaren⁵⁵ Kampfe am ehesten wieder beginnen müssen.“ (S. 175) So gelangt Boll von seinem Ausgangspunkt – den Leistungen des humanistischen Gymnasiums – zu einer Darstellung des Humanismus, die sich an der Auffassung als Verbindung von Bildung und humaner Haltung orientiert, wie sie in der Antike entwickelt worden ist.

d. Albert von Berzeviczy

An dieser Stelle soll, wie bereits angekündigt, der soeben zitierte bereits erwähnte Geh. Rat ALBERT VON BERZEVICZY ausführlicher zu Wort kommen.

Bereits zu Beginn seiner Rede äußert er, dass er „unentwegt an der Überzeugung festhalte, [...] dass die Wissenschaft den erhabenen Beruf haben wird, nach der Beendigung des Weltkrieges eine neuerliche, friedliche und werktätige

Annäherung der Kulturvölker anzubahnen.“ (S. 124) Dies scheint die Stelle zu sein, auf die sich Boll bezieht und deren Zusammenfassung er mit den Begriffen „Utopie, ja wohl als Schlimmeres, als Ärgernis oder Torheit“ (S. 175) inhaltlich offenbar zu entschärfen versucht.

Von derartigen Versuchen ist bei von Berzeviczy nichts zu bemerken; im Gegenteil: Kurz darauf zitiert er – zustimmend! – den Mathematiker HENRI POINCARÉ. Bemerkenswert daran scheint mir, dass der Redner überhaupt den Namen Poincaré in den Mund nimmt, da Henri ein Cousin RAYMOND POINCARÉS war, der, wie auch deutsche Politiker, eine Politik des „Siegfriedens“ verfolgte.

An dieser Stelle erhebt sich die Frage, wie sich Berzeviczys Unbefangenheit erklären mag. Die eine Antwort lautet: aus seiner Vorliebe für die „humanistischen Studien“ (S. 124). Er gebraucht den Begriff „Humanismus“ zunächst also in einem technischen Sinne und führt seinen Gedanken in diesem Sinne weiter aus. So verweist er auf „die erstaunlichen Resultate der Forschung [im Bereich dieser humanistischen Studien – L. Z.], welche unter Mitwirkung der hervorragenden Geister beinahe sämtlicher Kulturvölker die Kenntnisse des Altertums in dem letzten halben Jahrhundert sowohl in Betreff ihrer Ausdehnung als ihres Inhaltes völlig umgestaltet haben.“ (S. 125)

Er leitet also die Auffassung von der Aufgabe dieser Wissenschaft aus der Geschichte ihrer Erfolge rational ab, statt sie nur zu postulieren. Den völkerverbindenden Charakter, der sie zu ihrer Aufgabe befähigt, beschreibt er folgendermaßen:

„Es ist nicht zu bezweifeln, dass durch das Hellenentum und sein Studium das Gefühl einer Gemeinsamkeit, eines gemeinsamen Glaubens über die weite Erde hin erzeugt wird, und dass über alle Kulturen eine Gemeinsamkeit bestehen muss, für welche uns das Griechentum die Grundlage liefert.“ (S. 125)

Deutlicher noch als an der zuvor zitierten Stelle wird hier der weltumspannende Charakter der humanistischen Studien hervorgehoben, speziell derjenigen, die sich der Welt des antiken Griechenlands widmen. Die Ausführungen von

Berzeviczys über die Römer rufen dann allerdings dem Leser wieder in Erinnerung, dass sie inmitten des Weltkriegs geäußert werden: So werden zunächst die Römer als „das männlichste Volk der Welt“ (S. 125) bezeichnet; diese Charakteristik liefert dann aber die Folie für eine Sottise gegen die Kriegsgegner („aus dessen ernstem Selbstgefühl man angesichts der hohlen Prahlerei einiger moderner Völker Belehrung schöpfen könne“ [S. 125]).

Wie auch von Arnim setzt sich von Berzeviczy mit denjenigen Gegnern der humanistischen Bildung auseinander, die „die Forderung des Rechtes der nationalen Sprache und der nationalen Kultur“ (S. 126) erheben. Statt sich inhaltlich zu dieser Richtung in Gegensatz zu stellen, versucht er eine Synthese:

„Wir können den literarischen Schatz einer humanistischen Bildung nicht mit den Griechen und Römern abschließen; nein, ein humanistisches Bildungsideal erfasst jede geistige Schöpfung, deren Sinn und Wert der ganzen gebildeten Menschheit verständlich wurde und dadurch Gemeingut der Menschheit geworden ist.“ (S. 126)

Im Anschluss an diese Synthese wechselt von Berzeviczy die Bedeutungsebene. Vorbereitet worden war dieser Wechsel bereits durch die mehrmals behauptete völkerverbindende Wirkung der humanistischen Bildung und Forschung. Nun ist (wie bei Boll, der ihm hier folgt) mit Humanismus die Haltung gemeint, die sich mit dieser humanistischen Bildung verbinden sollte:

„Der Humanismus ist eigentlich Menschenliebe, Bewunderung und Liebe für den Menschen, für seine grenzenlosen Fähigkeiten, staunenswerten Schöpfungen, verbunden mit der Liebe für alles, was das Erdenleben der Menschen wahrhaft und im edelsten Sinne des Wortes glücklich zu machen vermag.“ (S. 126)

Eine solche Definition auch in Zeiten des Weltkrieges zu vertreten, bedeutete, ein Tabu zu brechen, – das Tabu nämlich, auch die Angehörigen des gegnerischen Volkes nicht von vornherein auszuschließen. Humanismus und Nationalismus wären danach nicht miteinander zu vereinbaren.

Bevor er den möglichen Widerspruch löst, bringt von Berzeviczy eine dritte⁵⁷ Definition des Humanismus in seine Darlegungen hinein: Humanismus als eine geschichtliche Strömung im Spätmittelalter und im 16. Jh. Er stellt sowohl deren Leistungen (Ersetzung der kirchlichen Autorität durch die der Vernunft, die wiederum aus der Antike abgeleitet wird) als auch ihre Fragwürdigkeiten dar („viel Übertreibung und Affektation in jenem fieberhaften Bestreben, das Altertum [...] in all seinen Erscheinungen auch nachzuahmen“ [S. 127]), um anschließend die Verbindung zum Humanismus im Sinne eines Bildungssystems (das war die erste Definition, der er gefolgt war) herzustellen.

Wie nun hat er den beschriebenen Widerspruch lösen können? Dies konnte ihm gelingen, weil, anders als im damaligen Deutschen Reich, der Nationalismus in der Habsburger-Monarchie von den Verteidigern dieser Staatsform als eine gegnerische politische Strömung angesehen werden musste, durch die sie sich bedroht fühlten.

Zunächst zitiert von Berzeviczy einen Landsmann, den Baron JOSEF EÖTVÖS (1813-1871), einen Schriftsteller und Staatsmann, mit dessen Auffassung, „dass der nationale Separatismus eine [...] vorübergehende Erscheinung sei, deren Kraft im Schwinden sei.“⁵⁸ Er geht dann noch einen Schritt weiter und äußert die Meinung, dass, wenn „kleinere nationale Einheiten“ einen eigenen Staat fordern würden, dies „die Zertrümmerung beinahe sämtlicher europäischen Staatenbildungen nach sich ziehen müsste.“ (S. 128) Nachdem er zunächst vorsichtig die Absicht äußert, nicht etwa „von der Warte des humanistischen Menschheitsideals den nationalen Bestrebungen im allgemeinen die Berechtigung abzusprechen“ (S. 128), und versichert, „niemals dem Kosmopolitismus das Wort [zu] reden“ (S. 128), setzt er im nächsten Schritt zu einem weiteren Tabubruch an, der zunächst vielleicht noch nicht als solcher zu erkennen sein mag:

„Dieser Krieg ist das endlich unvermeidlich gewordene allgemeine Aufflammen des Feuers, den der maßlose Eigendünkel und der daraus entspringende nationale Hass in vielen europä-

ischen Ländern seit vielen Jahrzehnten ununterbrochen geschürt hat.“ (S. 128)

Diese Bemerkung erhielt seinerzeit ihre Durchschlagskraft, da man sie ins Verhältnis setzen musste zum nationalen Jubel bei Kriegsausbruch – auch in der Habsburgermonarchie.

Außerdem erweist sich seine vermeintliche Abkehr vom Kosmopolitismus als nochmaliges Bekenntnis zum Humanismus als einer menschenfreundlichen Haltung: Zunächst zitiert er „das grimmige Wort GRILLPARZERS“ (S. 128): „von der Humanität durch die Nationalität zur Bestialität.“⁵⁹ Dann grenzt er den Kosmopolitismus folgendermaßen ab: „Das ist noch kein Kosmopolitismus, wenn man seinen einer andern Nationalität angehörigen Mitmenschen als ebenbürtig und nicht als Barbaren behandelt.“ (S. 129)

Die angekündigte zweite Antwort auf die Frage, wie sich die Unbefangenheit erklärt, mit der von Berzeviczy das Thema des Nationalismus behandelt, lautet: Der Nationalismus gefährdete in der Vielvölkermonarchie Österreich-Ungarn den staatlichen Zusammenhang,⁶⁰ während er ihn im geeinten Deutschen Kaiserreich sicherte.

Daher ist es nicht verwunderlich, dass Äußerungen, die Franz Boll sich genötigt sieht, zu verharmlosen, in Wien vom Unterrichtsminister höchstselbst gelobt werden. R. VON HUSAREK hebt noch gesondert als Wert hervor, dass sie „von einem Vertreter Ungarns dargelegt worden seien“ (S. 129).

Indem Boll – sehr vorsichtig – Äußerungen eines Vertreters des Hauptbündnispartners ins Deutsche Reich überträgt, verschafft er sich zunächst eine Legitimation, um ihren Inhalt ins eigene Land wie Kontrebande einzuführen.

e. Franz Boll II

Zu Beginn des zweiten Teils, der getrennt veröffentlicht wurde,⁶¹ scheint Boll auf eine völkische Linie einzuschwenken, wenn er schreibt:

„Wir wollen keine fremde Menschlichkeit und Kulturleistung einfach übernehmen oder nachbilden, statt sie in eine Kraft umzuwandeln, die unser eigenes Volkstum bereichert und steigert und seinen Einfluss auf die geistige Gesamtbewegung der Menschheit stärkt.“ (S. 175)

Doch es wäre verfehlt, den von Boll verwandten Begriff des Volkstums in den Mittelpunkt der Interpretation dieses Satzes zu stellen. Aus dem folgenden Gedankengang wird klar werden, dass ihm vielmehr um die Anverwandlung der antiken europäischen Tradition geht. Kurz darauf heißt es bereits:

„Lateinisch und Griechisch sind nur darum als Unterrichtsgegenstände dauernd möglich und notwendig, weil sich das Verhältnis zu der großen Kulturerscheinung des klassischen Altertums selbst als ein integrierender Teil [...] unseres nationalen Erlebens und Schaffens [...] bewiesen hat.“ (S. 175)

Geradezu beschwörend klingt dann der Satz: „die Zeiten sind vorbei, wo man für die Gegenwart eine historische Maskerade suchte beim Vergangenen.“ (S. 176) Hinter diesem Satz verbirgt sich wohl das Unbehagen an der Notwendigkeit, den Stellenwert der klassischen Sprachen im Kanon des Gymnasiums zu verteidigen.⁶³

Dieses Unbehagen drückt sich in der sich anschließenden Frage aus: „Oder sind sie es doch nicht?“ Und nun taucht das eigentliche Angriffsziel auf, gegen das sich Bolls Argumentation richtet: „der gotische Mensch“. Bolls Position wird erschwert dadurch, dass ERNST TROELTSCH dieses Konzept unterstützt hatte.⁶⁴ Für Boll ist es Ausdruck einer „neue[n] Romantik“ (S. 176), die sich auf das Mittelalter beruft. Boll greift die Tendenz der Germanisierung lateinischer Literatur des Mittelalters am Beispiel der Behandlung der „*Legenda aurea*“ des JACOBUS DE VORAGINE an, indem er von „umgekehrte[n] geistigen Réunionskammern“⁶⁵ spricht, die „unbefangen“ „mit der geschichtlichen Wahrheit umzuspringen“ (S. 177) begännen.

Boll drückt zwar seine Hochachtung vor den Leistungen der Mittellateinischen Philologie aus und nennt in diesem Kontext die Namen LUDWIG TRAUBES, WILHELM MEYERS und PAUL VON WINTERFELDS. Er bezweifelt aber, dass deren Forschungsergebnisse bei gleichbleibender Stundenzahl in den Schulunterricht eingebracht werden könnten.

Es braucht nicht betont zu werden, dass dieses pragmatische Argument nicht den Kern dessen berührt, worum es Boll geht: Sein Misstrauen gilt

– exemplarisch – „der heute beliebten einseitigen Betonung der Mystik“ (S. 177), der er – ebenfalls exemplarisch auf das Mittelalter bezogen – den „durchaus rationale[n] Grundzug der Scholastik“ (S. 177) gegenüberstellt. Er betont die historische Distanz der von ihm angegriffenen Richtung und fasst seine Argumentation in folgendem Satz zusammen: „[Wir] stehen [...] dem Mittelalter so gut wie dem Altertum in historischer Distanz gegenüber; und in vielem ist es uns fremder.“ (S. 177) Im Folgenden referiert er die Züge des von ihren Anhängern als „gotischen Menschen“ (s. o.) bezeichneten Menschentyps, sieht in ihnen „sicherlich viel vom deutschen Wesen erfasst, von den Grundzügen der Größe und – seiner Gefahr.“ (S. 178) Um diese Gefahr zu konkretisieren, stellt er den Sinn der sich ergebenden Forderung nach „Pflege der Phantasie“ (S. 178) in Frage und weist darauf hin, dass „kein gotischer Engel, sondern Mephisto“ im „Faust“ die Worte spricht: „Verachte nur Vernunft und Wissenschaft“.

Konkret sieht er die Gefahr, die den Deutschen droht, „[i]n dem deutschen Zug zum Individualismus.“ (S. 178) Diese Gefahr würde sich auswirken „in einer unheilbaren Isolierung des einzelnen und zuletzt unseres ganzen Volkes.“ (S. 178) Damit ist die Frage des Nationalismus wieder aufgenommen: Boll vertieft den bereits im ersten Teil seines Aufsatzes angesprochenen Gedanken, dass das deutsche Volk nach dem Krieg einen Weg werde finden müssen, mit den ehemaligen Kriegsgegnern zu einem „Einverständnis“ (S. 175) zu gelangen. Anders als Weber, sieht er den Weg der Germanisierung der deutschen Kultur bzw. des Humanismus aus den geschilderten Gründen als Irrweg an. Nicht das Mittelalter solle wiederbelebt werden, sondern das Humanismus-Verständnis der Goethezeit:

„Es wäre das Gefährlichste, was wir tun könnten, wenn wir aus unverständiger Abneigung gegen die fremden Elemente, die der deutsche Idealismus in sich aufgenommen und damit für uns gewonnen hat, heute die klassische Periode unserer Literatur zugunsten des uns so viel ferner liegenden Mittelalters zurücksetzen und uns ihres Segens berauben wollten.“ (S. 179)

Schließlich fasst Boll sein Plädoyer in dem Gegensatz „goethisch“ statt „gotisch“ zusammen.

Die Unterschiedlichkeit der Wertungen ist deutlich: Das Fremde wird nicht abgewertet; das zeitlich näher liegende Mittelalter wird als „uns so viel ferner liegend[]“ charakterisiert. Man mag dagegenhalten, es gehe Boll nur darum, die klassische humanistische Bildung gegen Angriffe zu verteidigen: Dass dieses Bestreben eine Wendung zum Völkischen und zum Nationalismus zur Folge haben kann, zeigte Webers Aufsatz.⁶⁶ Boll vermeidet diese Wendung, und das ist in der Zeit, in der sein Artikel veröffentlicht wurde, schon bemerkenswert.

III. Ein Vergleich

Stünde nicht der Ausgangspunkt des Vergleichs fest, nämlich, dass die deutsche Akademikerschaft mehrheitlich über die ersten Kriegsjahre hin die „Ideen von 1914“ vertrat, müsste zunächst mit ALFRED ANDERSCH gefragt werden: „Schützt Humanismus denn vor gar nichts?“⁶⁷ Nun aber bleibt zunächst bedauernd festzuhalten, dass der Humanismus im Ersten Weltkrieg als Haltung der Menschlichkeit von allen Seiten – nicht nur in den Reihen der Altertumswissenschaftler – gefährdet war.

Jedoch lässt sich der Grad, in dem die einzelnen genannten Autoren dieser Gefährdung erliegen, differenzieren. Es ist bereits festgestellt worden, dass sich Franz Bolls und Albert von Berzeviczys Beitrag von allen anderen durch ihren Anspruch herausheben, auch in der Zeit des Weltkrieges den potenziell völkerverbindenden Charakter des Humanismus zu betonen.⁶⁸

Was die Haltung der Intellektuellen zum Zeitpunkt der Veröffentlichung von Bolls Beitrag anbelangt, äußert sich der bereits eingangs zitierte Historiker WOLFGANG MOMMSEN:

„Seit dem Frühjahr 1917 wandte sich dann eine wachsende Zahl von Intellektuellen, Künstlern und Schriftstellern von ihrer bisherigen Identifikation mit dem Kriege bzw. ihrer passiv-fatalistischen Hinnahme desselben als eines unabwendbaren Geschehens ab.“⁶⁹

Im Folgenden bemerkt Mommsen dann, dass die Kriegsgegner immer noch in der Minderheit

waren. Dieser Umstand ist geeignet, Verständnis dafür zu entwickeln, dass Boll seine Zukunftsvision der Nachkriegszeit sehr vorsichtig formuliert⁷⁰ und sich andererseits bemüht, an Hand klassischer Autoren seine negative Beurteilung der Kriegsgegner des Deutschen Reiches zu begründen. Auch muss vermerkt werden, dass Boll sich nicht auf die Beiträge von Arnims, vor allem aber Webers bezieht, von dem ihn mehr trennt als von jenem. Es musste dem Publikum überlassen werden, die Ablehnung der völkischen Einstellung Webers herauszuinterpretieren. Seine Haltung könnte aus dem verinnerlichten Fortdauern des „Burgfriedens“ noch im Jahre 1917 abgeleitet werden.

Bolls Sonderrolle hängt sicher auch damit zusammen, dass in seinen Ausführungen der Schulkampf nur am Rande eine Rolle spielt. Den Kern der Auseinandersetzung bildet der Dissens zu TROELTSCH, der sich allerdings nicht als Gegner des humanistischen Gymnasiums darstellt. Es geht in Bolls Argumentation also im Wesentlichen darum, zu verhindern, dass sich der Schwerpunkt der humanistischen Bildung zum Mittelalter (genauer gesagt: zum deutsch geprägten Mittelalter) verschiebt.

Um eine breitere Vergleichsbasis zu gewinnen, wäre es wünschenswert, die Rolle des Schulkampfes in weiteren Äußerungen von Altertumswissenschaftlern zum Thema „Humanismus und Nationalismus“ aus jener Zeit zu untersuchen, ferner: wie häufig in ihren Kreisen Abweichungen von den „Ideen von 1914“ festzustellen sind. Aus meiner vorläufigen Untersuchung ergab sich, dass der Zusammenhang mit dem Schulkampf die Äußerungen prägt und dass Abweichungen von den „Ideen von 1914“ selten und eher marginal und dann auch nur in der zweiten Kriegshälfte festzustellen waren.

Dass das Fortschreiten des Krieges und die damit einhergehende Desillusionierung nicht automatisch zu einer Distanzierung von anfänglicher Kriegsbegeisterung führen musste, hoffe ich in absehbarer Zeit am Beispiel eines bekannten klassischen Philologen, OTTO CRUSIUS, zeigen zu können. Bezeichnend für seine politische Haltung ist, dass er im September 1917 zu den Unterzeichnern des Aufrufs zur Gründung der Deutschen Vaterlandspartei gehörte, die an

den Kriegszielen des September-Programms von BETHMANN HOLLWEGS aus dem Jahre 1914 festhielt und der „Züge einer protofaschistischen Massenbewegung“⁷¹ zugeschrieben worden sind.

Anmerkungen:

- 1) Allerdings meist in fehlerhafter Übersetzung und mit verharmlosender Wirkung (als „Verbrechen gegen die Menschlichkeit“).
- 2) Dass es auch außerhalb der klassischen Philologie einen solchen Diskurs gegeben hat, zeigt das Beispiel des Theologen und Kulturphilosophen Ernst Troeltsch, wie aus dem Veröffentlichungsplan für den Band 12 der Kritischen Gesamtausgabe seiner Werke ersichtlich ist; er enthält u.a. folgende Veröffentlichungen: „Der Krieg und die Internationalität der geistigen Kultur“, „Der Völkerhaß“, „Humanismus und Nationalismus in unserem Bildungswesen“.
- 3) Rein wissenschaftliche Zeitschriften wie „Philologus“, „Hermes“, „Rheinisches Museum“ oder „Wiener Studien“ sind für den hier verfolgten Zweck nicht geeignet. – Gleiches gilt aus anderen Gründen für die auch für die gymnasiale Klassische Philologie zuständigen „Neuen Jahrbücher für das klassische Altertum, Geschichte und deutsche Literatur und für Pädagogik“; dort fehlen vergleichbare Beiträge.
- 4) Es scheint wenig sinnvoll, Definitionen der Begriffe „Humanismus“ und „humanistisch“ voranzustellen, da die Beiträge in deren Gebrauch weder jeweils noch insgesamt in sich konsistent sind. Es kann nur allgemein festgestellt werden, dass sie in drei gängigen Bedeutungen verwendet werden: 1. zur Bezeichnung einer in der Antike entwickelten Auffassung als einer humanen Haltung, die sich über den Bereich der Bildung auch im (eben humanen) Verhalten zeigt, 2. zur Benennung einer im 15. Jahrhundert beginnenden Wiederentdeckung der Kultur der Antike, 3. im Sinne der Schulform des altsprachlichen Gymnasiums.
- 5) A. Fritsch: Das Gymnasium und der Krieg. In: Das Humanistische Gymnasium 25 (1914), 161-163.
- 6) In gleicher Weise, vielleicht noch pointierter, äußert sich E. Grünwald (Der internationale Humanistenbund. In: Das humanistische Gymnasium 26 [1915], 105 – 111; hier: 109): „Und so haben wir vom Gymnasium keine trockenen Philologen, keine gegenwartsfremden Griechen und Römer, keine verstiegenen Kosmopoliten in diesen Kampf geschickt, sondern Männer

der rauen Pflicht, des starken Willens, die das ‚Deutschland über alles‘ auf den Lippen hochgemuten Herzens dem Tode entgegengingen.“ – In diesen Worten spricht sich ein Lehrertypus aus, wie ihn Erich Maria Remarque in seinem Roman „Im Westen nichts Neues“ (1929) schildert.

- 7) (wie Anm. 5) 163.
- 8) (wie Anm. 5) 163.
- 9) Ausführlicher wird auf die Juni-Konferenz von 1900 in der Anm. 63 eingegangen.
- 10) E. Grünwald: Burgfrieden! In: Das humanistische Gymnasium 26 (1915), 1- 8. – Im Folgenden nur mit Seitenzahl zitiert.
- 11) In seiner am 4. August 1914 vor Vertretern aller im Reichstag vertretenen Parteien gehaltenen Rede äußerte er sich u. a. folgendermaßen: „Ich kenne keine Parteien mehr, ich kenne nur noch Deutsche! Zum Zeichen dessen, dass Sie fest entschlossen sind, ohne Parteiunterschied, ohne Stammesunterschied, ohne Konfessionsunterschied durchzuhalten mit mir durch dick und dünn, durch Not und Tod zu gehen, fordere ich die Vorstände der Parteien auf, vorzutreten und mir das in die Hand zu geloben.“
- 12) Dies wird deutlich, wenn E. Grünwald eingesteht: „[W]ir ringen um unsere Daseinsberechtigung und um die Erhaltung des Humanismus als eines unentbehrlichen, weil immer noch neu [sic!] und weiterwirkenden Bestandteiles unserer Kultur.“ (S. 1, Anm. 1) Auf S. 5 nennt Grünwald dann Ross und Reiter: „[D]ie Germanisten [...] denken, mit Deutschlands großer Stunde habe auch ihre große Stunde geschlagen.“ – Unausgesprochen schwebt an dieser Stelle Vorwurf des Opportunismus im Raum, der sich gegen die national gesonnenen Germanisten richtet.
- 13) Der Germanist Konrad Burdach (1859-1936) hat seiner Wissenschaft viele Anregungen vermittelt. Andererseits wird sein Wirken von Günther Jungbluth („Burdach, Carl Ernst Konrad“, in: Neue Deutsche Biographie 3 (1957), S. 41 [Onlinefassung]; URL: <http://www.deutsche-biographie.de/pnd118668056.html>) folgendermaßen zusammengefasst: „Burdachs durchaus aufs Universelle gerichtete Bestreben hat in der Deutung der Quellen zweifellos oft die schmalen Grundlagen der Erkenntnis überflogen, doch haben seine Entdeckungen und Ideen der Forschung neue reiche Impulse zugetragen.“ – Die kritischen Anteile in dieser Bewertung machen es verständlich, dass Grünwald sich über seine Angriffe derartig ereifert.
- 14) Dieser rhetorische Ausdruck wird im späteren Text durch eine Praeteritio in Form einer rheto-

rischen Frage wiederaufgenommen: „Sollen wir nun aber wirklich an dieser Stelle Burdachs und damit der Germanisten Anliegen sachlich widerlegen und zum soundsovielten Male Gesagtes wiederholen? Wiederholen, dass [...].“ (S. 4) In diesem Ton fährt Grünwald über eine Druckseite lang fort.

- 15) Hier hat Grünwald sicher in ironischer Weise auf das „Mantellied“ Karl von Holteis (1798-1880) anspielen wollen, das mit den Worten „Schier dreißig Jahre bist du alt, / hast manchen Sturm erlebt“ beginnt.
- 16) In seinem Artikel über Uhligs Plan eines „internationalen Humanistenbundes“ (wie Anm. 6) stellt Grünwald Humanismus und Nationalismus noch schärfer gegenüber: Den Humanismus kennzeichnet er als „eine Geistesrichtung unseres ganzen Volkes, auf die Veredlung des Geschlechts bedacht, jedem ungesunden Egoismus abhold, auch dem engen, überspannten Nationalgefühl.“ (S. 108) Dass er mit dem „engen, überspannten Nationalgefühl“ den Begriff des Nationalismus umschreibt, wird deutlich, wenn er im Zusammenhang mit dem Humanismus, den er bezeichnenderweise dem deutschen Volke zuschreibt, davon spricht, dass „die andern [...] bei allem Phrasenschwall von Menschenrechten und Völkerbeglückung nie über den blödesten Nationalismus hinausgekommen sind.“ (S. 108)
- 17) Eine Sonderstellung in diesen Auseinandersetzungen nimmt der Beitrag des österreichischen Landeschulinspektors Hofrat A. Scheindler ein (Das humanistische Gymnasium und der Krieg. In: das humanistische Gymnasium 26 [1915], 169 – 172). Scheindler leugnet einfach, „dass von irgendeiner Seite dem humanistischen Gymnasium ernsthaft bestritten worden wäre, seine Schüler von ehemals und heute hätten die große Prüfung [im Felde – meine Ergänzung; L. Z.] nicht gut, ja glänzend bestanden.“ (S. 169) Geradezu grotesk mutet dann allerdings seine Vorstellung an: „Späterhin wird man ohnehin den Anteil des humanistischen Unterrichts am Kriegsergebnisse statistisch feststellen können und müssen.“ (S. 170)
- 18) Wolfgang J. Mommsen (Hrsg.): Die deutschen kulturellen Eliten im Ersten Weltkrieg. In: Kultur und Krieg: Die Rolle der Intellektuellen, Künstler und Schriftsteller im Ersten Weltkrieg (= Schriften des Historischen Kollegs: Kolloquien 34), München 1996, 1-15; hier: 3. – Als zeitgenössisches Zeugnis vgl. beispielsweise Ernst Troeltschs gleichnamige Rede. (Vgl. das Literaturverzeichnis.)

- 19) In: Das humanistische Gymnasium 26 (1915), 16-18. – Zitate werden im Folgenden nur durch Angabe der Seitenzahl nachgewiesen.
- 20) Auf S. 17 des Versammlungsberichts heißt es explizit „im Zeichen des Burgfriedens“.
- 21) Vgl. Otto Crusius: Mannhaftigkeit und Bürgersinn. Stimmen der Alten, Jena 1915. – Der damals in München lehrende Gräzist hatte u. a. einschlägige Stellen aus Homer, Kallinos, Archilochos, Tyrtaios, Simonides, Herodot, Thukydides und Platon (Staat, Kritias, Timaios und Nomoi), aber auch aus Sophokles (Antigone: ein Kreon-Zitat), Heraklit, Platons Apologie (Sokrates) und Euripides (Theseus und Elektra) gesammelt. – Gegen die Aktualisierung des humanistischen Unterrichts in der Zeit des Krieges wendet sich mit pragmatischen Gründen August Scheindler (wie Anm. 17) S. 171f. Er weist darauf hin, dass die ältere Lehrergeneration bereits dadurch überlastet sei, dass die jüngere im Felde stehe (S. 171). Diese Überlastung wurde zusätzlich gesteigert, wenn auch noch Veränderungen an den Lehrplänen vorgenommen würden; er gebraucht sogar den Ausdruck: „am Lehrplan unnötig herumzupfuschen“ (S. 172). Weit gravierender findet er jedoch den Umstand, dass die Schüler durch Vordringen des Sportunterrichts und militärischer Übungen zu einer Verschiebung ihres Interessenschwerpunkts von der geistigen zur körperlichen Bildung verleitet würden (S. 171f.). Er wendet sich gegen die seiner Meinung irriige Auffassung, „dass bei körperlicher Ermüdung der Geist frisch bleibe“ (S. 172) und plädiert dafür, die Verschiebung des Interessenschwerpunkts nicht noch durch die Aktualisierung der antiken Literatur auf den militärischen Aspekt hin zu unterstützen.
- 22) In: Das humanistische Gymnasium 26 (1915), 123-129. – Auch hier werden Zitate nur durch Angabe der Seitenzahl nachgewiesen.
- 23) Albert von Berzeviczy (1853-1936) war von Haus aus Nationalökonom, aber auch, wie seine Äußerungen zeigen, ein Verehrer der Altertumswissenschaften; als Präsident der Ungarischen Akademie der Wissenschaften (ab 1905) und zugleich Korrespondierendes Mitglied der Wiener Akademie der Wissenschaften hatte er bedeutenden Einfluss im Bereich der Wissenschaften im damaligen Österreich-Ungarn. Zu seiner Biographie vgl. http://www.biographien.ac.at/oeb1/oeb1_B/Berzeviczy_Albert_1853_1936.xml. Von ihm wird später zu handeln sein, im Zusammenhang mit dem Aufsatz Franz Bolls, der sich kurz, aber in bezeichnender Weise auf diesen bezieht. – Sein Vortrag wird auf den S. 124-9 in der beschriebenen Weise wiedergegeben.
- 24) Auch in anderen Beiträgen – vor allem in dem Leo Webers (Der Völkerkrieg und die Zukunft des deutschen Humanismus. In: Das humanistische Gymnasium 26 (1915), S. 65-76; hier: S. 73.) – wird von diesem Gegensatz die Rede sein. Dieser markiert eine weitere Front im Abwehrkampf des damaligen humanistischen Gymnasiums, denjenigen gegen die (naturwissenschaftlich-technisch orientierte) Oberrealschule, die seit der Juni-Konferenz von 1900 die Studienberechtigung für alle Fächer außer für Theologie vergeben konnte.
- 25) Hier zeichnet sich bereits ein inflationärer Gebrauch des Wortes „humanistisch“ ab, den wir heute im Begriff der sogenannten „humanitären Intervention“ haben und den schon Victor Klemperer in seinen Tagebüchern aus der DDR-Zeit kritisiert hatte. Vgl. hierzu meine Buchveröffentlichung: Schreibend überleben, über Leben schreiben, Berlin 2013. (Hierin: Victor Klemperers „Humanismus“ – Essay (1953) und seine Bemühungen um den Erhalt der Alten Sprachen als Schulfächer in SBZ und DDR.)
- 26) Bemerkenswert scheint mir, dass in von Arnims Vortrag aus dem Jahre 1914/5 das Wort „Nationalgefühl“ verwendet wird, während in den (inhaltlich jeweils kontroversen) Beiträgen Bolls und Troeltschs aus den Jahren 1916/7 von „Nationalismus“ die Rede ist. – Im Übrigen bitte ich um Verständnis dafür, dass ich den aus der Zeitschrift für die österreichischen Gymnasien 1915, H. 5 übernommenen Aufsatz R. Meisters (Der humanistische Unterricht als Kriegserzieher. In: Das humanistische Gymnasium [191], 193f.) nicht gesondert besprechen werde. Er fokussiert sich auf das Thema der Vaterlandsliebe und gibt an, die „Idee zu einem ‚wahrhaften‘ Krieg“ bedürfe „nicht einer komplizierten Entwicklung“ (S. 193). Diese Einstellung widerspricht jeglichen humanistischen Prinzipien (im Sinne der ersten der in Anm. 4 genannten Bedeutungen), und so können die stichwortartigen Erwähnungen griechischer kultureller Leistungen nur als Feigenblätter betrachtet werden, die die eingestandene intellektuelle Blöße nur notdürftig verdecken können.
- 27) Hans von Arnim (1859-1931) gehört zu den herausragenden Gelehrten im Bereich der Klassischen Philologie. Seine Arbeitsschwerpunkte waren die antike Philosophie (Platon, Aristoteles und die Stoa) und Euripides.
- 28) Hans von Arnim: Humanismus und Nationalgefühl. In: Das humanistische Gymnasium 26 (1915), 8-16. Die im Folgenden angegebenen Seitenzahlen im Zusammenhang mit Zitaten beziehen sich auf diesen Artikel, der einen Vortrag von Arnims wiedergibt, den dieser „auf der

1. Winterversammlung [1914] des Bundes der Freunde des humanistischen Gymnasiums in Frankfurt a. M. und den Nachbarstädten“ gehalten hatte.
- 29) Es mag zunächst so scheinen, als gebrauchte er die Begriffe „völkisch“ und „Volkstums“ als ihm fremde – nur zu dem Zwecke, seine Gegner zu charakterisieren. Es zeigt sich jedoch, dass er sie im weiteren Verlauf des Vortrags unbefangen benutzt; diese Unbefangenheit steht ihm noch zu Gebote, da das „Dritte Reich“ fast zwei Jahrzehnte entfernt ist.
- 30) Diesen Gedanken formuliert von Arnim an anderer Stelle (S. 12) ausführlicher und mit deutlichen Anklängen an übliche Reflexionen über die kulturellen Leistungen der Römer im Vergleich zu denen der Griechen. Es heißt dort: „Immer ist der Deutsche willig und bereit, die Vorzüge fremder Völker anzuerkennen und, was er Gutes und Schönes bei ihnen findet, nacheifernd sich anzueignen, nicht in sklavisch äußerlicher Nachahmung, die nur zusammenhangloses Flickwerk und Stückwerk erzeugen könnte, sondern in edlem Wetteifer, von innen heraus das eigene Wesen ausweitend und entwickelnd.“
- 31) Es sei daran erinnert, dass damals auch die erste Strophe gesungen wurde.
- 32) Aus von Arnims wortreichem Lob des deutschen angeblich humanitätsgetränkten Charakters sollen nur einige Sätze zitiert werden: „Unermüdet studiert der Deutsche die Geschichte, die Sprache, die Kunst und Literatur, die Sitten und Einrichtungen aller Völker und Zeiten. Dadurch hofft er Einseitigkeit und Beschränkung abzustreifen.“ (S. 13) „[D]as deutsche Volk ist wegen seines von Engherzigkeit freien Nationalgefühls das friedlichste von allen Völkern.“ (S. 13) „Keine ruchlosere Lüge ist je in die Welt gesetzt worden als die vom deutschen Militarismus.“ (S. 13) „[S]elbst im Kampfeswahn bleibt der Deutsche gutartig und vergisst nie, was er dem Feinde schuldig ist. So ist nun einmal seine völkische Eigenart und sein vom Humanismus durchtränktes Nationalgefühl beschaffen.“ (S. 13)
- 33) Humanismus soll hier verstanden werden nicht nur in der in der ersten, sondern auch in der dritten der in Anm. 4 genannten Bedeutungen des Wortes.
- 34) Ein Schwerpunkt der Forschungen von Arnims war, wie bereits (vgl. Anm. 27) erwähnt, die stoische Philosophie.
- 35) Leo Weber wurde 1895 in Göttingen von Friedrich Leo promoviert (Anacreontea). Er war als Lehrer an einem Gymnasium in Düsseldorf tätig. Wissenschaftliche Veröffentlichungen lassen sich bis Ende der 30er Jahre nachweisen.
- 36) In: Das humanistische Gymnasium 26 (1915), 65 – 76. – Webers Aufsatz wird im Folgenden nur mit der jeweiligen Seitenzahl zitiert.
- 37) Misstrauen kann es schon an dieser Stelle erregen, dass Weber von „deutschem Humanismus“ spricht und nicht etwa von „Humanismus in Deutschland“. Es scheint dem Verfasser – statt um die Teilhabe einer internationalen Idee – um die besondere nationale Ausprägung dieser Idee zu gehen. Dieser Vermutung wird im weiteren Verlauf der Untersuchung nachzugehen sein. – Wie schnell die Pläne einer internationalen Vernetzung des Humanismus – auch wenn es ihr nur um die Abwehr von Angriffen des humanistischen Gymnasiums ging – mit dem Krieg über Bord geworfen wurden, zeigt das Beispiel Eugen Grünwalds (wie Anm. 6), der die Pläne des im Sommer 1914 verstorbenen Uhlig referiert, der einen „internationalen Humanistenbund“ hatte gründen wollen. Auf die Frage, „ob der von Uhlig gehegte Plan nun nicht endlich mit ihm zu Grabe getragen sei“ (S. 106), antwortet er: „Das kommt auf die andern an.“ (ebd.) Nachdem er aus seiner Sicht die humanistische Gesinnung der Deutschen und den bössartigen Nationalismus der Kriegsgegner dargestellt hat, nimmt er den zitierten Antwortsatz wieder auf (S. 110). Inzwischen ist klar geworden, dass die internationalen Beziehungen zu den Kriegsgegnern nach dem Krieg seiner Meinung nur wieder aufgenommen werden können, indem „[wir] kühl und gemessen ihnen[im Text gesperrt gedruckt – L. Z.] Bedingungen auferlegen und Bürgschaften abverlangen, unter denen wir den Austausch geistiger Güter mit ihnen wieder aufnehmen können.“ (S. 110)
- 38) Er bezeichnet sie als „völkische‘ Heißsporne“ (S. 72). (Wiederum wird der zu Grunde liegende Aufsatz im Folgenden nur mit Angabe der Seitenzahl zitiert.)
- 39) Ohne dass sie nochmals genannt werden, sind hier wiederum die „völkischen‘ Heißsporne“ (S. 72) als Vertreter dieses Arguments vorauszusetzen.
- 40) Webers rhetorische Frage ist von mir in ein Argument umgeformt worden.
- 41) Abgesehen davon, ist sein Argument anachronistisch, da es nicht berücksichtigt, dass die technischen Leistungen der Griechen nicht in entsprechende ökonomische Veränderungen umgesetzt wurden.

- 42) Grimms Wörterbuch zitiert Goethe folgendermaßen: „ steht er mit festen/ markigen knochen/ auf der wohlgegründeten/ dauernden erde (Goethe I 2, 81 W).“
- 43) Laut http://www.liederlexikon.de/lieder/was_kraucht_dort_in_dem_busch_herum (Zugriff am 22.1. 2013) war Kutschke „ein fiktiver Soldat“, der vermeintliche Verfasser des „Kutschkelieds“ („ Was kraucht dort in dem Busch herum?“) aus dem Krieg von 1870/1.
- 44) Laut Wikipedia/British “Tommy Atkins (often just Tommy) is slang for a common soldier in the British Army.”
- 45) Stichwortartig sei sie folgendermaßen zusammengefasst: Technik vs. Sich-auf-die-Erde-Werfen → Orientierung an „gewissen Urformen menschlichen Lebens“; übergangslos: das Bedürfnis nach „ruhiger Sammlung und wirklicher Selbstbesinnung“. – Die Versuchung, der Weber erliegt, besteht auch noch heutzutage: nämlich dann, wenn – aus dem Gefühl einer übergroßen Bedrohung heraus – beliebige, darunter auch bedenkliche Argumente zur Legitimierung der Alten Sprachen benutzt werden.
- 46) Vgl. Thomas Anz: Vitalismus und Kriegsdichtung. In: Wolfgang Mommsen (Hrsg.) (wie Anm. 18), 235 - 247; hier: 236. – Anz spricht davon, dass in vielen Gedichten „[d]er Beginn des Krieges [...] als Katharsis erlebt“ worden sei. Den Hintergrund dieser Haltung beschreibt er folgendermaßen: „Diese Gedichte waren nicht zuletzt ein Diktum gegen den ‚faulen Frieden‘ der Vorkriegsjahre im schwer erträglichen Spannungsfeld zwischen permanenter Kriegsgefahr und lähmender ‚Ruhe und Ordnung.‘“ Diese Haltung mag bei Weber nicht in allen angegebenen Einzelheiten vorhanden gewesen sein, lässt sich aber in den beschriebenen Hintergrund einordnen.
- 47) Weber betrachtet die Geschichte von den Völkerwanderungen an unter dem Aspekt, wie „der Germane“ schon zwei Mal bei dem Versuch, „nach seinem Willen die Geschicke der Menschheit zu lenken“ (S. 67), gescheitert sei. Diese Geschichtsbetrachtung endet mit einer rhetorischen Frage: „[H]at ein Volk, das in mühseligem, wechselndem Ringen die vielen Jahrhunderte hindurch sich endlich zur dauernden, verdienten Geltung gebracht hat, das Recht auf eine führende Stellung in der Welt?“ An dieser Stelle wird noch einmal deutlich, dass Weber Germanen und Deutsche identifiziert.
- 48) Franz Boll (1867-1924) war Ordinarius in Würzburg und Heidelberg. Seine Forschungsschwerpunkte waren die antike Astronomie und Astrologie, die er vom Alten Orient über die Antike bis in die Neuzeit bearbeitete. Er hatte engen Kontakt zu dem Hamburger Kulturwissenschaftler Aby Warburg.
- 49) Franz Boll: Humanismus und Nationalismus. In: Das humanistische Gymnasium 28 (1917), 170-179. – Die Zweiteilung des Artikels erklärt sich daraus, dass er aus zwei zuvor in den „Münchener Neuesten Nachrichten“ (am 10. bzw. 17. Juni 1917) erschienenen Zeitungsbeiträgen besteht, den der Verfasser mit einer kurzen Einleitung versehen hat. (Auch in diesem Fall werden die Zitate nur mit den jeweiligen Seitenzahlen angegeben.)
- 50) Sein Schwerpunkt liegt zunächst auf der 3. der in Anm. 4 genannten Bedeutungen.
- 51) Caes., Gall. („wo unser politisches Denken durch den Krieg gewaltsam aufgeregt und erweitert ist“ [S. 172]), Isokrates (an dessen Beispiel „die uns nur allzu wenig vertrauten unveränderlichen Kunstgriffe und Schlagworte der politischen Sophistik, wie sie uns heute [Woodrew] Wilson in seinen eiligen Wandlungen vorführt, in klassischer Durchsichtigkeit“ [S. 173] deutlich werden), Thukydides (er nennt den Melier-Dialog und den Bericht über Alkibiades‘ Sizilische Expedition: „so enthüllt sich uns heute der englische und japanische Imperialismus“ [S. 173]) und schließlich Plat., Gorg., dessen Interpretation er „den Flachheiten John Stuart Mills über die Freiheit“ (S. 173) gegenüberstellt.
- 52) Möglicherweise ist Boll von Paul Rohrbachs Idee eines „ethischen Imperialismus“ beeinflusst gewesen, die dieser schon zu Beginn des 20. Jh.s verbreitete; vgl.: Das ‚Größere Deutschland‘ in Moral und Politik I und II. In: Mitteilungen des Evangelisch-sozialen Kongresses, Februar 1900, 9. Folge, Nr. 1, 2-4 und März 1900, 9. Folge, Nr. 2, 14-16.
- 53) „[D]ie neuere Geistesentwicklung Europas seit der Renaissance, ja seit dem Mittelalter und der Annahme des Christentums ist so viel mehr einheitlich als differierend, dass kein Volk sich bisher von ihr ablösen konnte.“ (S. 174)
- 54) Wie sich im folgenden Abschnitt zeigen wird, war dazu in Wien ein solches Maß an Mut nicht vonnöten.
- 55) Der Gebrauch dieses Epithetons zeigt den Abstand zu Leo Webers Kriegsverherrlichung („Mars regiert die Stunde“ et quae sequuntur.)
- 56) An dieser Stelle ist das Wort offenbar in altertümlicher Weise i. S. v. „Aufgabe“ gebraucht.
- 57) In Anm. 4 wurde sie als zweite genannt.

- 58) Dass diese Auffassung durch die historische Entwicklung widerlegt worden ist, steht hier nicht zur Debatte.
- 59) In dieser Tradition scheint das Telegramm des „Wiener Schwesternvereins“ zu stehen, das in der Versammlung der Vereinigung der Freunde des humanistischen Gymnasiums in Berlin und der Provinz Brandenburg am 28. November 1916 verlesen wurde. Es lautete: „Namens Wiener Vereins sende bundestreue Grüße, lebhaft wünschen, dass Humanismus Nationalismus überwinde und friedensbringend [!] wirke.“ In: *Das humanistische Gymnasium* 28 (1917), 35.
- 60) Anders als von Berzeviczy, der zumindest den auf die Spitze getriebenen Nationalismus in Frage stellt, möchte der Wiener Gymnasialprofessor R. Meister (wie Anm. 26), S. 194 die Einheitlichkeit des Staates (und sicher auch die des österreichisch-ungarischen) eher durch die Betonung der Zentralisierung sichern, wobei er die geschichtlichen Wandlungen der antiken Staaten (bzw. Poleis) außer Acht lässt: „[D]ie Einsicht in die Gestaltung des antiken Staates ist ein heilsames Gegengewicht gegen die zentrifugalen Tendenzen eines oft überspannten Individuums.“
- 61) Vgl. Anm. 49.
- 62) Vgl. die Bemerkungen zu Hans von Arnims Sprachgebrauch (Anm. 29).
- 63) Hier war bereits die „Juni-Konferenz“ im Jahre 1900 ein Markstein gewesen, in der beschlossen worden war, den drei bestehenden Gymnasialtypen prinzipiell die gleiche Berechtigung zum Universitätsstudium zu geben. – Dafür, dass dieser Tatbestand aus unterschiedlicher fachlicher Sicht unterschiedlich beschrieben werden kann, liefern der Altphilologe Manfred Fuhrmann einerseits, der Historiker Wolfgang Mommsen andererseits, den Beleg. Während M. Fuhrmann (*Latein und Europa*, Köln 2001, S. 215) davon spricht, dass nach der Juni-Konferenz Gymnasium, Realgymnasium und Oberrealschule gleichermaßen zur Studienberechtigung führen sollten, formuliert W. Mommsen (*Bürgerliche Kultur und künstlerische Avantgarde*, Frankfurt 1994, S. 66), auf der Juni-Konferenz sei „das Monopol des altsprachlichen Gymnasiums beseitigt“ worden. – Beide beschreiben die beiden Seiten derselben Medaille. Interessant ist in diesem Zusammenhang, dass E. Grünwald, der damalige Herausgeber des „Humanistischen Gymnasiums“ ähnlich wie der Historiker Mommsen formuliert, dass die Kabinettsordre vom 9. November 1900 „das Gymnasialmonopol der Vorbildung für die Universität fast ganz beseitigte.“ (wie Anm. 10, S. 3)
- 64) Humanismus und Nationalismus in unserem Bildungswesen: Vortrag gehalten in der Vereinigung der Freunde des humanistischen Gymnasiums in Berlin und der Provinz Brandenburg am 28. November 1916, Berlin: Weidmann, 1917. (Vgl. Anm. 2.) Eine Zusammenfassung von W. Klatt erschien in der Zeitschrift „Das humanistische Gymnasium“ 28 (1917), 32 – 35 unter dem Titel „Nationalismus und Humanismus“. Auffällig ist, dass die genannte Vereinigung Troeltsch mit seinen Vorstellungen vom „gotischen Menschen“ als humanistischen Erziehungsideals in einer Situation einlud, in der es ihr „vor allem [um] die Verteidigung des humanistischen Gymnasiums“ (S. 32) ging. Eine Erklärung liefert vielleicht das Schlusswort Geheimrat Lücks, der die Hoffnung aussprach, „dass es den Schulmännern gelingen werde, mit Hilfe der Antike aus dem gotischen den deutschen Menschen, aus dem Ersatzdeutschland ein Wahrdeutschland [sic!] zu schaffen.“ (S. 35) Die Kriegssituation schien zu derlei Formeln – Kompromiss in der Frage des „gotischen Menschen“, Entschiedenheit in Sachen des Patriotismus – zu zwingen.
- 65) Anspielung auf die Politik Ludwigs XIV., der sich mit Hilfe solcher Organe solcher Gebiete bemächtigte, die zwischen Frankreich und dem Deutschen Reich umstritten waren.
- 66) Dass Boll andererseits dem modernen Geistesleben gegenüber nicht gerade aufgeschlossen ist, zeigt sich, wenn er als Beispiel für „Isolierung des einzelnen und zuletzt unseres ganzen Volkes“ das „Schicksal so manchen Stückes modernster Lyrik und Malerei, das kaum dem Nächsten zugänglich ist“, anführt. (S. 178)
- 67) A. Andersch: *Der Vater eines Mörders* (= detebe 20498), 2006, S. 86.
- 68) Es ist bereits darauf hingewiesen worden, dass von Berzeviczy den Nationalismus aus der Perspektive der von Minderheitenproblemen bedrohten Habsburgermonarchie beurteilte. Ob in Bolls Persönlichkeit der Grund dafür zu finden ist, weshalb er sich stärker als andere vom nationalistischen Zeitgeist absetzen konnte, ist schwer einzuschätzen. Es ist auch zu berücksichtigen, dass sein Beitrag zwei Jahre nach den übrigen veröffentlicht worden ist.
- 69) (wie Anm. 18) S. 12.
- 70) Ich erinnere an die bereits zitierte Stelle (S. 175), wo es heißt: „Das mag heute vielen als eine weltfremde Utopie, ja wohl Schlimmeres, als Ärgernis oder Torheit erscheinen.“

71) S.Hadry: Deutsche Vaterlandspartei in Bayern, 1917/18. In: Historisches Lexikon Bayerns. (http://www.historisches-lexikon-bayerns.de/artikel/artikel_44862) (Zugriff am 2.1.2013). – Die ausführlichste Darstellung dieser kurzlebigen Organisation (sie löste sich bereits am 10.12. 1918 auf) bietet H. Hagenlücke: Deutsche Vaterlandspartei. Die nationale Rechte am Ende des Kaiserreiches (= Beiträge zur Geschichte des Parlamentarismus und der politischen Parteien 108), Düsseldorf 1997 (= Diss. Düsseldorf 1993).

Literatur:

Hans von Arnim: Humanismus und Nationalgefühl. In: Das humanistische Gymnasium 26 (1915), S. 8-16.

Franz Boll: Humanismus und Nationalismus. In: Das humanistische Gymnasium 28 (1917), S. 170-9.

Adolf Fritsch: Das Gymnasium und der Krieg. In: Das humanistische Gymnasium 25 (1914), S. 161-163.

Eugen Grünwald: Eugen Grünwald: Burgfrieden! In: Das humanistische Gymnasium 26 (1915), S. 1- 8.

ders.: Der internationale Humanistenbund. In: Das humanistische Gymnasium 26 (1915), S. 105-111.

Richard Meister: Der humanistische Unterricht als Kriegserzieher. In: Das humanistische Gymnasium 26 (1915), S. 193f.

Wolfgang J. Mommsen (Hrsg.): Kultur und Krieg: Die Rolle der Intellektuellen, Künstler und Schriftsteller im Ersten Weltkrieg (= Schriften des Historischen Kollegs: Kolloquien 34), München 1996.

August Scheindler: Das humanistische Gymnasium und der Krieg. In: das humanistische Gymnasium 26 (1915), S. 169-172.

Ernst Troeltsch: Humanismus und Nationalismus in unserem Bildungswesen. Vortrag gehalten in der Versammlung der Vereinigung der Freunde des humanistischen Gymnasiums in Berlin und der Provinz Brandenburg am 28. November 1916. Berlin: Weidmann, 1917.

ders.: Die Ideen von 1914 (Rede, gehalten vor der Deutschen Gesellschaft). In: Deutscher Geist und Westeuropa, Tübingen 1925, S. 31-58

Leo Weber; Der Völkerkrieg und die Zukunft des deutschen Humanismus. In: Das humanistische Gymnasium 26 (1915), S. 65-76.

LOTHAR ZIESKE, Hamburg

**Wir nehmen
Ihnen den
Druck ab**

BÖGL
DRUCK GmbH

Spörerauer Straße 2 • 84174 Eching/Weixerau
Tel. 08709 / 15 65 • Fax 33 19
info@boegl-druck.de • www.boegl-druck.de